

Zitierhinweis

Oberländer, Alexandra: Rezension über: Timothy A. Johnston, *Being Soviet. Identity, Rumour, and Everyday Life under Stalin 1939-1953*, Oxford: Oxford Univ. Press, 2011, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* / *jgo.e-reviews*, *jgo.e-reviews* 2014, 3, S. 25-27, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/b587b60c918344e5b1940c0221bfef55>



Franz Steiner Verlag

IM AUFTRAG DES
Leibniz-Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung

copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

gen auf den Weg machte, um Lev zu sehen. Tatsächlich gelang es ihr mit Hilfe von Freunden, nicht nur ins Lager zu gelangen, sondern dort auch noch zwei Tage mit Lev zu verbringen.

Möglich waren solche extremen Ausnahmen auch deshalb, weil Lev eine privilegierte Stellung in der Lagergesellschaft einnahm. Er arbeitete als Techniker in einem Kraftwerk und musste keine körperlich auszehrenden Arbeiten verrichten. Dieser herausgehobenen Position war es zu verdanken, dass er Kontakte zu all den freien und halbfreien Arbeitern herstellen konnte, die für ihn Botengänge erledigten. Deshalb ergaben sich für ihn zahlreiche Möglichkeiten, die überall dort undenkbar waren, wo sich Lagerzonen weitab jeder Zivilisation befanden oder Häftlinge endlose harte Arbeit leisten mussten. Dieser Umstand war ihm nur zu gut bewusst. Deshalb schreckte ihn nichts mehr als der Gedanke, als einfacher Gefangener in eines der entfernten Lager verschickt zu werden.

Es bedurfte zahlreicher Menschen, die Mut bewiesen und allen Risiken zum Trotz Botendienste übernahmen. Figes widmet sich ausführlich den Freunden, Verwandten und Kollegen in Pečora und Moskau, die von der Beziehung wussten und vielfach taten, was in ihrer Macht stand, um die beiden Liebenden zu unterstützen. Auch Lev und Svetlana sorgten sich offenbar unentwegt um das Schicksal seiner Kameraden, die mit Medikamenten, Kleidung und aufmunternden Briefen versorgt werden mussten.

Anders als in vielen anderen Lagererinnerungen sind Themen wie Missgunst, Neid, persönliche Vorteilsnahme und Gewalt als Alltagserfahrungen kaum

präsent. Lev thematisierte solche Probleme in eher theoretischen Überlegungen zur Natur des Lagerlebens, das sozialen Zusammenhalt systematisch zerstöre und die üblichen Regeln menschlichen Anstands entwerte. Und sie kamen in seiner Überzeugung zum Ausdruck, dass die Erziehung von Kindern stets eine Erziehung zu körperlicher Kraft und Härte sein müsse, weil nur der Starke in einer Welt gnadenloser Konkurrenz bestehen könne. Wie aber verhielten sich solche, aus langjähriger Lagererfahrung gewonnenen, grundsätzlichen Einsichten zur Geschichte einer sowjetischen Gesellschaft des Zusammenhalts und der Solidarität inner- und außerhalb der Lagermauern, wie sie hier präsentiert wird? Darauf gibt das Buch keine Antwort, denn Figes interessiert sich in erster Linie für die Innenperspektive von Svetlana und Lev und ihr Verhältnis zueinander. Das ist völlig legitim, aber es wäre erhellend gewesen, diese Menschen, über deren Empfindungen und Gedanken wir so unvergleichlich gut informiert sind, stärker in der stalinistischen Diktatur zu situieren. Doch die sowjetische Gesellschaft mit ihren eigentümlichen Normen und Zwängen bleibt über weite Strecken abstrakt und unbestimmt. Sie ist Zumutung und Bedrohung, aber zugleich auch Faszinosum und Ermöglichungsraum. In welchem Verhältnis diese scheinbar widersprüchlichen Ebenen zueinander stehen, problematisiert Figes eher am Rande. Dabei läge genau hier noch viel Potenzial: Man hätte am Beispiel dieser beiden Menschen die Komplexitäten und Ambivalenzen stalinistischer Lebenswirklichkeiten diskutieren können.

Robert Kindler, Berlin

TIMOTHY JOHNSTON: Being Soviet: Identity, Rumour, and Everyday Life under Stalin 1939–1953. Oxford 2011. LII, 240 S. ISBN: 978-0-19-960403-6.

Wie lebte es sich in den Jahren zwischen dem Hitler-Stalin-Pakt von 1939 und Stalins Tod 1953 in den sowjetischen Hafenstädten Archangel'sk und Murmansk? Wie gestaltete sich das Alltagsleben der sowjetischen Bevölkerung zwischen den Ausläufern der Terrorwellen, den Wirren des Großen Vaterländischen Krieges und der Nachkriegszeit? Und welcher Art waren die Begegnungen zwischen sowjetischen Bürgerinnen und Bürgern und Vertretern der alliierten Mächte, die sich an den Hafenmolen in Murmansk oder Archangel'sk trafen? Timothy Johnston verfolgt in seiner Monographie im Grunde zwei

Stränge. Er analysiert einerseits das stalinistische System, seine Logik und Sprache und untersucht andererseits die Haltungen, die die Bevölkerung zum sowjetischen Regime einnahm. Bestimmt wird sein Erkenntnisinteresse vor allem in Abgrenzung zur bisherigen Forschung über den Stalinismus, die er in zwei entscheidenden Punkten revidieren möchte: Zum einen geht es ihm darum zu zeigen, dass ethnische Russen sowjetische Patrioten sein konnten. Hier argumentiert Johnston überzeugend, dass „sowjetisch sein“ (*being soviet*) zu einer weit verbreiteten Art der Identität wurde und dass der sowjetische Patriotismus der Kriegsjahre mitnichten lediglich ein versteckter russischer Nationalismus gewesen sei. Die Erfahrungen des Krieges und des Sieges über NS-Deutschland sowie die Gefahr eines internationalen nuklearen Krieges seit 1945 hätten internationale

Angelegenheiten sowie die „Offizielle Sowjetische Identität“ (*the Official Soviet Identity*) zu etwas gemacht, wofür sich „jeder Bewohner der UdSSR interessierte“ (S. xxv).

Zum zweiten will Johnston weder eine Geschichte der Subjektivitäten schreiben, noch möchte er der in der Stalinismusforschung weit verbreiteten Dichotomie von Anpassung und Widerstand verfallen. Laut Johnston lebten Sowjetbürger und -bürgerinnen in einem Zustand des Halbglaubens in Bezug auf das stalinistische Regime: Weder glaubten sie die offizielle Ideologie, noch glaubten sie sie nicht. Vielmehr schlägt Johnston vor, die Verhaltensweisen der sowjetischen Bevölkerung analog zu dem zu denken, was Stephen Kotkin als „little tactics of the habitat“ bezeichnet hat (S. xxxii). Solche Strategien erstrecken sich laut Johnston auf unterschiedliche Bereiche des Lebens.

Eine solche Strategie des Umgangs war die der Bricolage. Angelehnt an das Konzept Michel de Certeaus will Johnston die Kreativität sowjetischer Bürger und Bürgerinnen betonen, die etwa in der Lage gewesen seien, die Sprache des stalinistischen Systems weiterzuentwickeln. Zu solch produktiven Praktiken gehören für Johnston vor allem Klatsch und Tratsch, die in der Sowjetunion allgegenwärtig gewesen seien. Gerüchte lieferten für viele Sowjetbürger und -bürgerinnen notwendige Informationen, die halfen, sich in der sowjetischen Welt zurecht zu finden. Besonders virulent etwa waren Gerüchte während des Zweiten Weltkrieges, als große Teile der sowjetischen Bevölkerung auf die Eröffnung der Zweiten Front im Westen durch die Alliierten warteten. Die sowjetische Bevölkerung zeigte sich irritiert vom Zögern der Alliierten, eine solche Front zu eröffnen, und fühlte sich von den Alliierten betrogen und alleine gelassen. Es begannen Gerüchte über die Alliierten zu kursieren, die deren Kriegsbereitschaft insgesamt in Frage stellten. Laut Johnston war es die Zurückhaltung des sowjetischen Regimes selbst, die die Entstehung einer Gerüchte- und Klatschkultur beförderte. Die Bevölkerung fühlte sich aufgerufen, sich selbst einen Reim auf die Geschehnisse zu machen, da kaum Informationen in die sowjetische Presse gelangten.

Wiederaneignung (*reappropriation*) sei eine weitere Strategie gewesen, sich die Sprache der offiziellen sowjetischen Ideologie in einer Art und Weise zu eignen zu machen, wie sie eigentlich nicht vorgesehen war. Eines der wenigen Beispiele für eine solche Strategie, das Johnston liefert, ist die Friedenskampagne der Sowjetunion im Jahre 1950, die sich für die Abschaffung von Nuklearwaffen einsetzte. Auf Tref-

fen, die der Diskussion dieser Friedenskampagne dienten, meldeten sich viele Menschen zu Wort, die aus eher individuellen Gründen gegen die Nutzung von Atomwaffen und gegen Kriege im Allgemeinen argumentierten. Viele dieser Gründe, wie etwa die Sorgen einer Mutter, sie würde ihren Sohn verlieren, passten nicht zur offiziellen Rhetorik der Sowjetunion, die sich als gerechte Kämpferin und weniger als glühende Pazifistin gerierte. Eine dritte Variante der „little tactics of habitat“ ist schließlich die Strategie der Vermeidung (*avoidance*). Zu ihnen gehören das Blaumachen, der Arbeitsplatzwechsel oder aber *blat*. Auch solche Praktiken begreift Johnston nicht als offenen Widerstand gegen das sowjetische Regime. Stattdessen verhalten solche Vermeidungsstrategien zu kleinen Fluchten aus dem Alltag.

Eingebettet in diese theoretischen Überlegungen entwickelt Johnston schließlich sein Narrativ von der sowjetischen Bevölkerung als eigenständiger kreativer Größe, die sich durchaus ihre Freiräume der Interpretation und des Verhaltens zu schaffen in der Lage war. Jene Dynamiken nachzuzeichnen gelingt ihm besonders gut im dritten Kapitel, das der Stationierung alliierter Soldaten in Murmansk und Archangel'sk gewidmet ist. Vor allem auf Grundlage regionaler Archivbestände wie des Internationalen Klubs fängt Johnston die Atmosphäre in jenen Hafenstädten mitten im Zweiten Weltkrieg ein, die zu Drehscheiben internationaler Begegnungen wurden. Auch wenn die alliierten Schiffsmannschaften sich nicht frei in Murmansk oder Archangel'sk bewegen durften, so herrschte doch genug Kreativität auf beiden Seiten, um Kontakte zwischen sowjetischer Bevölkerung und Alliierten auch auf alltäglicher Basis möglich zu machen. Faszinierend sind in diesem Zusammenhang die Reaktionen der sowjetischen Bevölkerung auf alliierte Hilfsprodukte, die von Schokolade bis zu Panzern reichten. Sowjetische Bürger und Bürgerinnen begrüßten diese Hilfslieferungen in der Regel. Jedoch sorgte die oft als mangelhaft empfundene Qualität der Produkte wiederum für Unmut; etwa bei Panzerlieferungen und damit den Erfolgsaussichten für eine Zweite Front. Der Eindruck, die Sowjetunion würde die Last des Zweiten Weltkrieges alleine schultern, blieb trotz alliierter Hilfslieferungen vorherrschend.

Die Geschichten und Gerüchte, die Timothy Johnston zutage fördert, sind durchaus faszinierend. Allerdings gelingt es ihm zu selten, sie überzeugend in sein theoretisches Konzept der „little tactics of the habitat“ einzuflechten. Die eigentliche Durchführung seines Arguments im Hauptteil des Buches fällt leider hinter die ambitionierte Einleitung zu-

rück. Auch wenn dieses Buch beileibe nicht das „speaking bolshevik“ zu ersetzen in der Lage ist, ein

Beitrag zur Alltagskultur der Sowjetunion von 1939 bis 1953 ist es allemal.

Alexandra Oberländer, Bremen

VLADIMIR G. MOSOLOV: IMĖL – citadel' partiinoj ortodoksii. Iz istorii Instituta Marksizma-Leninizma pri CK KPSS, 1921–1956. Moskva: Novyj chronograf, 2010. 600 S., 35 Abb. ISBN: 978-5-94881-104-8.

Vielen westlichen Historikern, die in Moskau Archivrecherchen betreiben, ist das Russländische Staatsarchiv für soziale und politische Geschichte (RGA-SPI) in der Bol'saja Dmitrovka ein wohlvertrauter Ort. Eine Lenin-Statue im Foyer erinnert die Besucher daran, dass das Gebäude einst nicht nur das Zentrale Parteiarchiv der KPdSU beherbergte, sondern auch das Institut für Marxismus-Leninismus. Die Geschichte dieses Instituts und seiner beiden Vorläufer ist Gegenstand der vorliegenden Studie aus der Feder des Historikers Vladimir Mosolov. Der Autor war von 1956 bis 1991 als Bibliothekar, wissenschaftlicher Mitarbeiter und Direktionsassistent am IMĖL tätig, ist also ein Insider. Dieser persönliche Hintergrund könnte den Leser zu skeptischem Stirnrunzeln veranlassen. Das ist aber vollkommen unangebracht, wie sich bei der Lektüre rasch zeigt. Mosolov begegnet der Institution, die jahrzehntelang seine Arbeitsstätte war, mit wohltuend kritischer Distanz. Nicht weniger Anerkennung verdient die staunenswert breite Quellenbasis. Mosolov hat Grundlagenforschung betrieben und eine wertvolle Studie vorgelegt, die aus dem Korpus von Arbeiten zu sowjetischen Behörden und Institutionen nicht mehr wegzudenken sein wird.

Von den beiden Vorläufern des IMĖL wurde das Marx-Engels-Institut zuerst gegründet (1921). Sein Leiter war der bedeutende marxistische Gelehrte David Rjazanov. Unter seiner Ägide nahm das Institut die erste Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) in Angriff. Sie war auf 42 Bände angelegt, wurde aber letztlich nie vollendet. Rjazanov, ein selbstbewusster und tatkräftiger Wissenschaftsmanager, sah es als seine Lebensaufgabe an, eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Schriften von Marx und Engels herauszubringen. Gleich nach seiner Gründung begann das Institut damit, systematisch alle erreichbaren Quellen zu Leben und Werk der beiden Theoretiker zu sammeln. Umfangreiche Materialien, teils Originale, teils Kopien, wurden im Ausland für das Institutsarchiv erworben.

Bald zeigte sich, dass Rjazanov den mit der MEGA verbundenen Arbeitsaufwand unterschätzt hatte. Die Edition der einzelnen Bände kam nur schleppend voran. Der Mangel an qualifiziertem Personal und das alles in allem eher mäßige Interesse der Parteiführung an der MEGA erschwerten die Arbeit des Instituts. Die begrenzten personellen Ressourcen machten Rjazanovs ehrgeizige Pläne zunichte, das Institut solle neben der editorischen Arbeit auch Forschungen zur Geschichte des Marxismus und der internationalen Arbeiterbewegung betreiben. Rjazanov machte sich mit seiner prononcierten intellektuellen Unabhängigkeit viele Feinde und fiel schließlich Stalins „Revolution von oben“ zum Opfer: Er wurde Anfang 1931 abgesetzt, verhaftet und verbannt. Sein Institut wurde gesäubert und im Sommer 1931 mit dem Lenin-Institut fusioniert.

Die Gründung des Lenin-Instituts (1923) ging auf eine Initiative von Lenins treuem Gefolgsmann Lev Kamenev zurück, der bis 1926 auch als erster Leiter des Instituts amtierte. Die Aufgaben des Lenin-Instituts glichen denen des Marx-Engels-Instituts: Sammlung aller erreichbaren Quellen zu Lenins Leben und Werk; Erstellung einer wissenschaftlich-kritischen Gesamtausgabe. Zusätzlich diente das Institut als Parteiarchiv. Anders als das Marx-Engels-Institut konnte sich das Lenin-Institut nicht aus den Diadochenkämpfen nach dem Tode des Revolutionsführers heraushalten. In den Auseinandersetzungen zwischen Stalin, der linken und der rechten Opposition kam es nicht darauf an, Lenins Werke und Theorien mit wissenschaftlicher Objektivität zu betrachten und in ihren historischen Kontext einzuordnen. Was Stalin und seine Konkurrenten brauchten, waren lediglich griffige Zitate, die sich im Fraktionskampf verwenden ließen und geeignet waren, die eigene Position ideologisch zu rechtfertigen und den Gegner als Abweichler zu diffamieren. Dieser Missbrauch des Leninschen Werkes im Interesse der Tagespolitik wurde nach Stalins Sieg zum System erhoben: Lenins Texte wurden kanonisiert und fortan bei Bedarf inhaltlich so manipuliert, dass sie zur jeweiligen Generallinie passten.

Quellennah schildert Mosolov die problem- und widerspruchreiche, mitunter geradezu bizarr anmutende Tätigkeit des IMĖL in den 1930er Jahren. Einem beträchtlichen Einsatz von finanziellen und personellen Ressourcen standen auffallend dürftige Er-